

Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementpreis pro Monat inkl. Bringerlohn 70 Pfg., bei Selbstabholung 60 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage „Neue Welt“ inkl. Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg. — Durch die Post bezogen (Postzeitungsliste Nr. 4527) vierteljährlich 2,10 M., für 2 Monate 1,40 M., für 1 Monat 70 Pfg. exkl. Bestelgeb.

Redaktion: Tauscher Str. 19/21. Telegramm-Adresse: Volkszeitung, Leipzig. Telefon 3721. Sprechstunde: 6—7 Uhr abends.

Insertate werden die 5gespaltene Zeitspalte oder deren Raum mit 25 Pfg. für Gewerkschaften, politische und gemeinnützige Vereine mit 30 Pfg. berechnet. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Betrag ist im voraus zu bezahlen. — Schluss der Annahme von Inseraten für die nächste Nummer früh 9 Uhr. — Aufgegebene Insertate können nicht wieder zurückgezogen werden.

Die Leipziger Volkszeitung erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag und Expedition: Tauscher Straße 19/21. Geschäftszeit 8—12 und 2—7 Uhr, Sonn- und Feiertags geschlossen.

Sanden und Genossen.

Leipzig, 22. Juli.

Man schreibt uns: Kommerzienrat Sanden wandert auf fünf Jahre ins Gefängnis; seine Kumpane haben ihre Strafen in der Untersuchungshaft abgehüft und dürfen zu ihren Familien zurückkehren. Das ist das Fazit der schier endlos langen Verhandlungen, die sich im Roabiter Schwurgerichtssaal abspielten. Im Volk ist man mit diesem Urteil nicht zufrieden. Man hört vielfach wieder das Wort von den großen Dieben, die man laufen läßt. Und in der That, wenn man bedenkt, daß ein Arbeiter, der im Bestreben seine Arbeitsbedingungen zu verbessern in die Schlinge von ihm völlig unbekanntem Gesetzesparagrafen gerät, mit Jahren der entehrendsten Strafen bedacht wird, kann man es dem Volk nicht übel nehmen, wenn es jetzt von der deutschen Justiz nicht gerade begeisterter ist, als vorher.

Aber es wäre thöricht, die Richter anzuklagen. Die deutsche Justiz ist, wenn auch nicht besser, so doch auch nicht schlechter wie die anderer Länder. Wissentlich und mit Willen bricht man an deutschen Gerichtshöfen kaum das Recht. Der Grund für die oft eigenartigen Resultate der Verhandlungen liegt tiefer. Es ist der gleiche Grund, der die scharfen Urteile gegen die Arbeiterschaft und das jetzt vorliegende milde Urteil im Prozeß Sanden erklärt: die Kautschukparagrafen. Gerade die neueren Gesetze weisen Paragraphen auf, deren einzelne Begriffe so wenig scharf umrissen, so dehnbar sind, daß sie zwei gut gläubige völlig entgegengesetzte Ansichten zulassen. Die mächtigen wirtschaftlichen Interessentengruppen der Bourgeoisie sorgen schon im Reichstag dafür, daß ihre Auftraggeber durch allzu scharfe Gesetzesbestimmungen nicht belästigt werden. Der Richter, dem die Aufgabe zufällt, die strittigen Paragraphen auszuliegen, kann aus seiner Haut nicht heraus. Er ist nun einmal ein getreues Kind seiner Gesellschaftsklasse. Steht ein Arbeitgeber vor Gericht, so muß er seiner Erziehung und Gewöhnung nach, den Kautschuk nach einer anderen Seite ziehen, wie wenn ein Arbeiter vor Gericht steht. So steht es schon bei unserer gewöhnlichen sozialpolitischen Gesetzgebung. Noch krasser lagen die Dinge beim Fall Sanden. Hier handelte es sich um die Anwendung von Paragraphen, die sich ihrer ganzen Natur nach nur gegen Angehörige der Kapitalistenklasse richten können. Hier waren deshalb die Kautschukfabrikanten doppelt vorsichtig, und sie haben ein feines Material geliefert.

Man hatte sich aber auch die richtigen Leute dazu aus-

gesucht. Einer der hauptsächlichsten Sachverständigen bei der Ausarbeitung des Hypothekengesezes war — Herr Kommerzienrat Eduard Sanden und Herr Direktor Heinrich Schmidt, und einer der hauptsächlichsten Sachverständigen bei der parlamentarischen Beratung war — Justizrat M u n c h l. Ich weiß nicht, ob etwa auch Eduard Schmidt, der durch die Verteidigungsrede seines Anwaltes als patentierter Idiot den Gerichtssaal verläßt, seine Hand im Spiele gehabt hat. Möglich wäre es schon. Denn er war ja als Hofbankier der deutschen Kaiserin gerichtsnotorisch der „einflussreichste Mann Berlins“. Die gesetzgeberische Thätigkeit dieser Herren läßt einen tiefen Blick in unsere Gesetzgebung thun. Namentlich bei schwierigen Materien wirtschaftlicher Art werden stets die sogenannten „Eingeweihten“ Oberwasser haben. Ihr Sachverständnis benutzen sie dann dazu, ihren Ellenbogen möglichst freien Spielraum zu lassen. So war es beim Aktiengesetz und so ist es beim Hypothekengesetz gewesen.

Nun stelle man sich vor, ein Richter soll über Leute urteilen, die das Gesetzbuch nicht nur ständig in der Tasche und im Kopf haben, sondern aus deren Kopf es überhaupt entspringen ist. Diesen Leuten stehen dann noch sieben Anwälte zur Seite, die mit Zug und Recht die Heilwirkungen des Kautschuks für ihre Klienten in weitestem Maße in Anwendung bringen. Auf der anderen Seite stehen 3 v e i Staatsanwälte, die sich redlich abmühen, sich vor den Sachverständigen nicht zu blamieren. Muß der Richter da nicht schwankend werden? Muß er nicht, auch ohne daß Sandens ewige Sorge für neue Verschleierungen ihm als schlaffördernder Fleiß hingestellt wird, der Uebermacht von sieben, dialektisch und fachlich hoch gebildeten Advokaten wenn auch nicht weichen, so doch Konzessionen machen? So mag man sich das milde Urteil erklären.

Und diese Erklärung muß gerade die Arbeiterschaft zum Nachdenken anregen. Ihre Vertreter arbeiten unermüdet, mit einer Anspannung der Kräfte, wie sie bei keiner Partei sonst zu finden ist, an den Gesetzen mit. Aber sie haben solche Gesetzgebung nicht hindern können. Sie kennen nicht die Schliche und Hinterthüren des Gründungswezens und Bankswindels. Ihre Wähler im Lande kennen sie noch weniger. Man hält diese Dinge für nebensächlich. Aber dieser Standpunkt ist völlig falsch. Wir müssen viel mehr, als es bisher geschah, in die eigenen Jagdgründe des Kapitalismus hinabsteigen und uns das Fundament seiner riesigen Schwindelbauten ansehen. In unserer Presse muß die scharfe Waffe der Kritik mehr als bisher gegen die alteingebürgerte Technik

der großen Banken und Erwerbsinstitute gerichtet werden. Die bürgerliche Presse ist fast ausschließlich dazu unfähig oder nicht gewillt. Namentlich in Sachsen herrscht wie nirgends sonst das Preshkittum, das vor den Rittern des Mammons lagbuckelt und speichelleckt. Diese Art Presse ist schon nicht einmal mehr fähig, die Rechte der Kapitalisten wahrzunehmen gegenüber den Oberkapitalisten. Wie die sozialistische Partei die einzig energische Vertreterin der ehemals „liberalen“ demokratischen Grundrechte ist, so wird sie in Zukunft auch noch der Schutz der Geldsäcke der Bourgeois übernehmen müssen. Allerdings, wenn es sich nur darum handelte, wir könnten wahrlich unsere Kräfte besser verwenden. Aber wir erfüllen damit gleichzeitig eine Pflicht gegen uns selbst, denn die Finanzschwindelkünstler nagen an der Frucht, die uns einst reif, schön und voll in den Schoß fallen soll, damit wir aus ihr die sozialistische Gesellschaft formen.

Aber die kapitalistische Gesellschaft, die wir erben, muß fettgefüttert, vor Leben bestend sein, nicht angefaul und hohlwangig.

Politische Uebersicht.

Dreibunds-Mysterien.

Die Wege des Dreibundes sind wunderbar. Bei einer hochkommerziellen Diskussion über den militärischen Inhalt des neuen Dreibundsvertrages läßt sich das Gesehnis über eine Abmachung des verflochtenen Vertrages, wonach für den Mobilmachungsfall die Verwendung italienischer Truppen an der Westgrenze des deutschen Reiches in Aussicht genommen war.

Diese Nachricht dürfte ein bedenkliches Kopfschütteln über die Ernsthaftigkeit dieser ganzen Verträge zur Folge haben. Die schwache Stellung der italienischen Alpenrenge gegen Frankreich ist eine notorische Thatsache; seit der Annexion von Nizza und Savoyen durch Napoleon III. sind die wichtigsten Alpenpässe in den Händen der Franzosen, so daß bei einer kriegerischen Aktion Oberitalien dem Feind fast völlig offen liegt und die Italiener den letzten Mann brauchen würden, um sich gegen eine französische Invasion zu schützen. Der Gedanke erscheint geradezu sinnlos, daß unter diesen Umständen eine derartige Abmachung praktisch werden und Italien seine Alpenrenge entblößen könnte, um seine Truppen an die wohlgeschützte deutsche Westgrenze abzuschleichen. Eine derartige Zumutung stellt man kaum einem Vasallen, geschweige einem selbständigen Verbündeten.

Der Plan erinnert bedenklich an die Situation im Jahre 1866 nach der Schlacht bei Königgrätz. Damals sollten, so verlangte der preussische Generalkstab, italienische Truppenmassen in Gilmärschen dem abziehenden Erzherzog Albrecht folgen und den italienischen Krieg an die mittlere Donau tragen. Es ist bekannt, wie täglich die italienische Armee damals abgeschnitten

Seuilleton.

(Nachdruck verboten.)

Das tägliche Brot.

Roman von Klara Diebig. IX.

Die ganze Woche über dachte Bertha an ihren Sonntag; schade, daß der nur alle vierzehn Tage war! Das war ein Tropfen für ihren Durst, sie amüsierte sich immer zu famos.

Ganz versunken konnte sie mitunter am Herd stehen und in die Flammen starren; dann ließ sie im Geist noch einmal alle Bilder des Sonntags an sich vorüberziehen: das Gewühl der Menschen, die bunten Kleider, die lachenden Gesichter. Sie hörte die Tanzmusik und das Scharen der Füße, die Schmeicheltreden alle, die man ihr zugeraunt.

Sie war sehr beliebt, man riß sich um sie. Leicht wie eine Feder, flog sie im Tanz dahin, ihre hübsche Gestalt wirbelte von einem Arm in den anderen, wie ein Blumenblatt, das der Wind treibt. Im tollsten Jagen behielt sie immer ihre gleiche kühle Frische; kaum, daß sich die zarte Röte auf ihrem blonden Gesicht um eine Schattierung vertiefte. Rein feuchter, verwirrter Schimmer kam in das klare Blau ihrer Augen, wenn sie einer verfallen auf den Fuß trat, oder ihr ein helles Wort ins Ohr flüsterete; sie sah ihn groß an, ohne mit der Wimper zu zucken. Sie lachte nur hell, eigentümlich glasig; das machte die Männer ganz toll.

In einem ehelichen Bewerber fehlte es ihr auch nicht: der Bursche Peters hatte seinen Dickkopf rettungs-

los in sie verschossen. War er auch keines Marschbauern Sohn — sein Vater war Halbhufner auf der Geest — so hatte er doch ein kleines Häuschen zu erwarten, zwei Kühe und ein Dugend Schafe. Und hartnäckig schilberte er ihr sein Wandrup auf der baumlosen Heide als das Schönste auf der Welt. Abends kam er von seinem Burschengelag, das fünf Treppen hoch, oben auf dem Boden neben der Waschküche lag, zu ihr in die Küche heruntergeschlichen; dann sah er auf der Einerbank und schnitzelte verlegen an einem Stückchen Holz, während sie am Herd lehnte, die Arme über die Brust gekreuzt, die Füße in den zierlichen Lederpantöffelchen weit vorgestreckt.

Um ihren Mund zuckte ein Lächeln — das sollte ihr fehlen, einen heiraten, der nichts hatte! Das sah man ja hier bei Hauptmanns, was nützte es denen, daß sie sich gern hatten? 'ne pauvre Wirtschaft! Immer das Billigste, und die alten Hofen vom Herrn wurden für Kurichen zurecht gemacht. Die gnädige Frau drehte jeden Groschen um, dabei wurde sie so nervös, ganz unausstehlich und kam in die Küche gelaufen und sagte: „Das ist ja, als ob Sie einen Ochsen braten wollten.“ wenn noch ein paar Kohlen im Herd glimmten. Auch wollte sie 's durchaus nicht leiden, daß Peters abends in der Küche saß, da wurde zu viel Petroleum verbrannt. Wenn Peters nicht da war, blieb die Küche dunkel, und Bertha stand unten in der dümmrigen Hausküchische oder schwäzte im Reischfischen Keller. Dagegen hatte die Frau Hauptmann nichts; mochte es Mitternacht werden, wenn nur das Mädchen morgen in aller Frühe wieder heraus war.

Nun war es Winter, wenigstens dem Kalender nach, dem Wetter merkte man es nicht an. Kein Frost; Regen

alle Tage. Der Reischfische Keller glich einer dampfigen Höhle, in der man Gestalten auf und nieder tauchen sah, wie höllische Wesen in einem brodelnden Hexenkessel.

Frau Reischke hatte abends nicht Sitzgelegenheiten genug für alle Besucher; auch Herren fanden sich ein, Bräutigams aus der Nachbarschaft, die ihre Bräute wenigstens einen trockenen Augenblick genießen wollten. Wenn Mutter Reischke besonders guter Laune war, öffnete sie wohl einem wartenden Bräutigam ihr Privatzimmer und rief dem eiligt herbeistürzenden Mädchen wohlwollend zu: „Machen Sie man, er is schon drinne! Da sind Sie ganz unjestört!“

Nur Elli saß in der guten Stube. Aber die war ja noch ein Kind!

Mine und Bertha trafen sich morgens oft im Keller, Frau Reischke hatte ihrer Nichte die Empfindlichkeit gegen Bertha ausgerebet. „Sei nicht so tick'sch, Mine, eine Hand wäscht die andere. Un is se denn nich en nettes Mädchen?“

Das fand Mine auch, und eine besondere Anhänglichkeit zog sie immer wieder zu jener hin; Bertha war ihr ein Stück der Heimat, die ihr im Gewühl der Stadt, im Getriebe der Tage mehr und mehr zu entschwinden drohte. Die von daheim schriebene so selten. Neulich hatte der Vater Malen einen Brief diktiert, da stand aber weiter nichts darin, als: „Wir sind alle gesund.“ und dann kam eine lange Litanei von Geschenken, die sie sich bei ihr zu Weihnachten bestellten. Kein Wort von dem, was Mine gern hören wollte; sie ärgerte sich, als sie langsam den Brief sinken ließ, den sie voller Freude hastig aufgerissen.

Sie beklagte sich bei Bertha. Diese lachte: „Sei nicht so geizig!“